

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **119 (1951)**

Heft 6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Kan., Prof. theol., St. Leodegarstraße 9, Luzern. - Tel. 2 02 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstraße 8, Luzern - Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7—9, Telefon 274 22. — Abonnementspreise: bei der Expedition bestellt jährlich 13 Fr., halbjährlich 6 Fr. 70 (Postkonto VII 128). Postabonnemente 50 Rp. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandporto hinzu. Einzelnummer 30 Rp. — Erscheint am Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 14 Rp. — Schluß der Inseratenannahme Montag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Rp. in Marken beizulegen.

Luzern, 8. Februar 1951

119. Jahrgang • Nr. 6

Inhaltsverzeichnis: Die apostolische Konstitution «Sponsa Christi» über die Förderung des Instituts der klausurierter Klosterfrauen — Wünsche des Predigthörers an den Prediger — Lehren aus dem Kampf des Kommunismus gegen die Kirche in der Tschechoslowakei — Zur Kalenderfrage — Giuseppe Toniolo — Das Seemannsapostolat in den Häfen Asiens und Afrikas — Kirchenchronik

Die apostolische Konstitution «Sponsa Christi» über die Förderung des Instituts der klausurierter Klosterfrauen *

(Constit. Ap. «Sponsa Christi», 21. November 1950)

Christi Braut, die Kirche, hat schon seit den ersten Anfängen ihrer Geschichte die Gesinnung der Hochachtung und mütterlichen Liebe, womit sie auf zärtliche Weise den Gott geweihten Jungfrauen zugetan war, sowohl durch Handlungen und Zeichen wiederholt an den Tag gelegt, wie auch durch offenkundige Schriftstücke bestätigt.

Dies ist gewiß auch nicht zum Verwundern, wenn christliche Jungfrauen, «der vornehmere Teil der Herde Christi», von der Liebe bewegt unter Hintansetzung aller andersgearteten Sorgen der Welt und mit Überwindung des leichten aber gefährvollen Geteiltheits des Herzens sich nicht bloß ganz Christo als dem wahren Bräutigam der Seelen weihen, sondern ihr mit den Edelsteinen aller christlichen Tugenden geziertes Leben restlos Christo dem Herrn selbst und seiner Kirche auf immer unterwerfen.

Diese mystische Unterwerfung der Jungfrauen unter Christus und ihre Hingabe an die Kirche wurden in den ersten christlichen Jahrhunderten ohne weiteres und mehr durch die Tat als durch Worte vollzogen. Als aber hernach die Jungfrauen nicht bloß eine Bevölkerungsschicht, sondern einen nunmehr bestimmten Lebensstand und von der Kirche anerkannten Orden bildeten, da fing man an, das Bekenntnis zur Jungfräulichkeit öffentlich abzulegen und auf diese Weise mit einem mehr und mehr stärker werdenden Bande zu festigen. Dann weihte die Kirche bei der Entgegennahme des heiligen Gelöbnisses oder Vorsatzes der Jungfräulichkeit die Jungfrau als Person unwiderruflich Gott mit einem derart feierlichen Ritus, daß er mit Recht unter die schönsten Denkmale der alten Liturgie gezählt werden kann. Sie unterschied die kirchlich Gott geweihte Jungfrau klar von andern, die sich bloß mit privaten Banden Gott zu verpflichteten pflegten. Das Bekenntnis zum jungfräulichen Leben

wurde mit wachsamer und strenger Ascese behütet, zugleich auch mit der Übung der Frömmigkeit und aller Tugenden genährt und umhegt. Aus der altehrwürdigen Lehre sowohl der griechischen und übrigen orientalischen wie der lateinischen Väter hebt sich ganz treu das Bild der christlichen Jungfrau ab und tritt uns überaus schön vor die Augen. In ihren Schriften ist alles, was in irgend einer Weise innerlich oder äußerlich auf die jungfräuliche Heiligkeit und Vollkommenheit Bezug haben könnte, aufs sorgfältigste und mit großer Liebe von den Vätern beleuchtet und mit lebhaften Farben geschildert worden.

Wie weit in dieser ersten Zeit ihrer Geschichte die engelgleiche Lebensweise der christlichen Jungfrauen den Ermahnungen und Beschreibungen der Väter entsprochen hat und wie sehr sie sich uns mit den Edelsteinen höherer heldenmütiger Tugenden geziert zeigt, erkennen wir teils auf direktem und sicherem Wege aus Zeugnissen und Denkmälern der Geschichte, teils aber können wir es unzweifelhaft auch aus anderen zuverlässigen Quellen vermuten, sogar auch erschließen.

Insbesondere als der Christenheit der Kirchenfrieden gewährt worden war, pflegte man dem Vorgange der Einsiedler (Eremiten) und Klosterbewohner (Coenobiten) gemäß die Gott gelobte Jungfräulichkeit von Tag zu Tag häufiger durch ein ausdrückliches und beurkundetes Bekenntnis zur Armut und zu einem strengeren Gehorsam zu vervollständigen und zu befestigen.

Frauenspersonen mit dem Bekenntnis zur Jungfräulichkeit hatten sich zwar schon früher sowohl aus Liebe zur Einsamkeit wie auch zum Schutze gegen die überaus schweren Gefahren, die ihnen bei der damaligen Sittenverderbnis in der römischen Gesellschaft von allen Seiten drohten, zu einem vom Verkehr mit den Menschen soweit möglich abgeschlossenen Leben zusammengeschlossen. Wie nun hernach günstigere Verhältnisse eintraten, folgten sie sehr rasch dem

* Von hoher Seite wird uns eine Uebersetzung der Konstitution zur Verfügung gestellt.
V. v. E.

Beispiele der Klosterbewohner, überließen im allgemeinen das Einsiedlerleben den Männern, nahmen das gemeinsame Leben an und haben sich fast vollzählig in dasselbe zurückgezogen.

Das gemeinsame Leben im weiteren Sinne hat die Kirche den Jungfrauen für gewöhnlich empfohlen, das klösterliche Leben aber wollte sie während langer Zeit nicht einmal den Gott geweihten Jungfrauen streng auferlegen, sondern ließ sie in Ehren, wie es sich gebührt, und frei in der Welt. Jedoch fanden sich die Jungfrauen mit der liturgischen Lebensweihe, welche in ihren Häusern oder in einem freieren Verband verblieben, immer seltener, bis sie an den meisten Orten rechtlich, überall aber tatsächlich unterdrückt worden sind. Allgemein wurden sie nicht mehr eingeführt, sind sogar bis in die neuere Zeit auch verboten geblieben.

Bei dieser Sachlage wandte die Kirche ihre mütterliche Sorge hauptsächlich jenen Jungfrauen zu, welche «den besseren Teil erwählend» der Welt völlig Lebewohl sagten und in die Klöster eintraten, indem sie dem Bekenntnis der Jungfräulichkeit das Bekenntnis zur gesamten christlichen Vollkommenheit, zu strikter Armut und vollem Gehorsam beifügten. Das Bekenntnis dieser Jungfrauen zum klösterlichen Gemeinschaftsleben hat die Kirche weise vorsorgend mit immer strengeren Klausurgesetzen äußerlich geschützt. Innerlich ordnete sie ihre Lebensweise derart, daß sie nach und nach unvermerkt mit ihren Gesetzen und ihrer religiösen Aszese in klaren und scharfen Linien das Bild der Nonne oder Klosterfrau umriß, welche unter strenger regulärer Disziplin vollständig dem beschaulichen Leben hingegeben ist.

Nachdem aber ungefähr zu Beginn des Mittelalters die Lebensform der in der Welt lebenden, Gott geweihten Jungfrauen vollständig verschwunden war, sind die Klosterfrauen, die an Zahl und Eifer und Verschiedenheit außerordentlich angewachsen waren, als die einzigen, gleichsam als die Solidarerbinnen und Rechtsnachfolgerinnen der Jungfrauen der alten Zeit angesehen worden, aber nicht bloß als Erbinnen und Nachfolgerinnen, sondern auch als treue Verwalterinnen und fleißige Mehrerinnen des übernommenen Erbes, die zu den fünf erhaltenen Talenten noch fünf weitere dazugewonnen haben. Liturgische Denkmäler, kirchenrechtliche Urkunden und historische Zeugnisse aller Art, Schriften, Skulpturen, Gemälde belegen und verteidigen im obigen Sinne Ursprung und Würde, Verdienste und Heiligkeit der Klosterfrauen.

Während mehrerer Jahrhunderte, bis zum Ausgang des Mittelalters, haben die Klosterfrauen allein unter dem Frauengeschlecht — wie aus den Dekretalen, ja aus dem ganzen Corpus Juris Canonici überreichlich ersichtlich ist — mit den Mönchen und Regularkanonikern den Stand der Vollkommenheit dargestellt, welcher damals feierlich zugelassen und voll anerkannt worden war und mehr und mehr öffentliche Rechtsnatur erlangte.

Nach Überwindung nicht weniger und nicht leichter Schwierigkeiten sind von da an zuerst alle die Brüderorden, welche sich alle als Mendikanten oder Hospitalier oder als Redemptores oder mit einem andern Namen bezeichneten, und nach ungefähr drei Jahrhunderten auch die Klerikerorden, welche Regularen genannt worden sind, zugleich mit den Mönchen und Regularkanonikern unter die wirklichen Regularen und Religiösen eingereiht worden. Sämtliche Klosterfrauen aber, sowohl jene, welche dem alten Mönchtum oder der kanonisch-klösterlichen Lebensweise anhängen, wie auch jene, welche sich als zweite Orden den Mendikantenbrüdern anschlossen, bildeten ein einziges, vornehmes

und altherwürdiges Institut und umfingen die nämliche religiöse Lebensweise.

Bis zu den ersten Frauenkongregationen also, welche entweder im 16. oder im 17. Jahrhundert entstanden sind, galten als Klosterfrauen (Moniales, Nonnen) nur jene, welche sich tatsächlich und rechtlich zum kirchlich geregelten Ordensleben bekannten. Selbst noch nach der Duldung der Kongregationen und deren Zulassung im Laufe der Zeit, zuerst bloß faktisch und dann auch irgendwie gemeinrechtlich, wurden nur die Moniales bis zur Verkündigung des Codex Juris Canonici kraft strikten Rechts als wahre Religiösen und Regularen anerkannt.

Wenn man aber an dieser Stelle seine Gedanken dem Innern des klösterlichen Lebens zuwenden will, wer wird zählen und wägen können die in den Klöstern verborgenen Schätze der religiösen Vollkommenheit, wer die Blüten und Früchte der Heiligkeit, welche diese umfriedeten Gärten Christo eintrugen, wer die Wirksamkeit der Gebete, wer die Reichtümer der Hingabe, wer schließlich das Gute aller Art, womit die Moniales ihre Mutter, die Kirche, mit allen Kräften zu schmücken, zu stützen, zu stärken sich mühten.

Der strenge und genau umrissene Typus der Moniales, eingemeißelt in die Kirchengesetze und ins aszetische Schrifttum, ist von unzählbaren Orden, Klöstern, Häusern, welche in der Kirche zu Recht bestanden, leicht und in seinen Hauptzügen auch getreu übernommen und durch mehrere Jahrhunderte zäh festgehalten worden. Aus dieser gemeinsamen Treue und Beständigkeit ist im hl. Institut der Klosterfrauen jene Einheit entstanden, welche stärker als jene der Institute aller andern Regularen und Religiösen beider Geschlechter stets den Neuerungsbestrebungen jeder Art tapfer Widerstand geleistet hat. Dies ist zweifelsohne innert bestimmter und gerechter Grenzen ihm (dem Institut) zum Verdienste anzurechnen.

Dieser lobenswürdigen Einheit der Monialen stand übrigens nicht im geringsten im Wege, daß in bezug auf Aszese und innere Disziplin schon im Altertum verschiedene Richtungen und Eigenarten Eingang fanden, womit Gott, der wunderbar ist in seinen Heiligen, seine Braut, die Kirche, bereichert und geziert hat. Wieviele Richtungen von Klosterfrauen scheinen aus der Eigenart eines und desselben Stammes männlicher Orden und Religiösen hervorzugehen, denen die Frauenorden gewissermaßen beigegeben waren. In der Tat, sozusagen alle Mönche, Regularkanoniker, Mendikanten bemühten sich hauptsächlich zweite Orden zu gründen, welche immer unter Beibehaltung der allgemeinen Lebensweise der Klosterfrauen sich fast wie ihre ersten Orden gegenseitig unterschieden. Gleicherweise haben einige Orden von Regularklerikern und einige Institute von Männerkongregationen in neuerer Zeit Frauenorden ihres eigenen Instituts gegründet.

Die verschiedenen Richtungen der Klosterfrauen, die wir oben berührt haben, verdienen, mag man die Geschichte des Instituts oder seine gemeinsamen inneren Wandlungen ins Auge fassen, überaus unsere aufmerksame Betrachtung. Denn sie haben, unbeschadet der Eigenart des kontemplativen Lebens und der hauptsächlichsten Normen und Grundsätze der erhaltenen Disziplin, dem alten Institut gleichsam eine neue Kraft der Heiligkeit erworben.

In neuerer Zeit sind besonders am Ausgang des 16. Jahrhunderts neue Formen der Frauenorden eingeführt und von der Kirche nach und nach approbiert worden, wie beispielsweise das Institut der Ursulinerinnen, der Englischen Fräulein, die Kongregation der Schwestern Unserer lieben Frau, der Orden der Visitantinnen, die Gesellschaft Unserer lieben

Frau, die Klosterfrauen der Allerseligsten Jungfrau von der Liebe und mehrere andere. Während diese Neugründungen entweder von Anfang ihrer Gründung an oder hernach zur Annahme des gemeinsamen Rechtes der Klosterfrauen — damit sie das in jener Zeit einzig anerkannte wirkliche Ordensleben bekennen konnten — angehalten oder moralisch gezwungen wurden, bereiteten sie auf verschiedenen Wegen eine Erneuerung des Rechtes selbst vor.

Obwohl diese neuen Formen der Klosterfrauen das kirchenrechtlich geregelte, kontemplative Leben bekannnten und den damals gültigen Entscheidungen gemäß die strenge, ihrer eigenen Lebensweise angepaßte Klausur zwar widerwillig, schließlich aber aufrichtig angenommen hatten, haben sie sich jedoch mitunter nicht zur Verrichtung des göttlichen Officiums (Chorgebet) verpflichtet. Dagegen haben sie sich viele Werke der Caritas und des Apostolates, welche mit ihrem Geschlechte und ihrem rechtlichen Stande als vereinbar erachtet wurden, mit lobenswertem Eifer zum Anteil ihrer Berufsaufgabe gemacht.

Im Verlauf der Jahre haben nicht wenige Klöster mancher Orden, welche ihrem Institute gemäß einzig das beschauliche Leben pflegten, an mehreren Orten unter Gutheißung und kluger Leitung des apostolischen Stuhles Werke des Apostolates übernommen, sei es wegen des Beispiels neuer Orden, sei es wegen des Fortschrittes der Kongregationen und der Gesellschaften, welche mit dem Leben der Vollkommenheit eine fruchtbare Ausübung der Liebes- und Hilfswerke sowie erzieherischer Aufgaben zu verbinden suchten, sei es schließlich zufolge einer gemeinsamen Entwicklung von Dingen und Ideen aller Art.

Daher ergab sich allmählich die Zulässigkeit, daß das gemeinsame Institut der Moniales nicht bloß verschiedene Orden mit eigenen Regeln und Konstitutionen bildete, sondern auch daß in ihm eine tiefere Unterscheidung stattfand, nämlich zwischen Orden und Klöstern, welche nur das beschauliche Leben pflegten, und Orden und Klöstern, in welchen entweder zufolge einer besonderen Vorschrift der Satzungen oder zufolge von nachfolgenden Gewährungen des apostolischen Stuhles mit dem beschaulichen Leben kirchenrechtlich gutgeheißene Werke des Apostolates harmonisch verbunden wurden.

In dieser unserer Zeit empfindet das ganze Institut der Klosterfrauen sowohl in jenen Orden und Klöstern, welche bisher das bloß beschauliche Leben getreulich gepflegt hatten, wie zumeist in jenen, welche zufolge kirchlicher Vorschrift das beschauliche Leben friedlich mit Werken des Apostolates verbanden, die Verschiedenheit und den Wandel der Zeitverhältnisse. Da nun diese Orden sich Erziehungsaufgaben und ähnlichen Liebeswerken widmen, welche, sei es infolge der allerorts eingeführten Methoden, sei es zufolge der Dazwischenkunft staatlicher Organe, jetzt so ausgeübt werden, daß sie sich mit einigen der klassisch gewordenen Regeln der päpstlichen Klausur kaum oder durchaus nicht vertragen, so mußten sie unter Beibehaltung ihrer allgemeinen Natur weise gemildert werden, damit sie mit jenen Werken vereinbar würden. Dies schien offenkundig der Nutzen der hl. Kirche und der Seelen zu fordern, weil, falls diese Milderung nicht vorgenommen worden wäre, jene Werke entweder gar nicht, oder wenigstens nicht auf diese Weise hätten übernommen werden können. Aber nicht nur für die apostolisch tätigen Orden, sondern auch für die bloß beschaulichen schienen die Zeitverhältnisse und die schwere Notlage, unter welcher sie oft leiden, mitunter Milderungen oder weitherzigere Auslegungen zu verlangen und zu fordern.

Heutzutage würde, um ein Beispiel vorzulegen, die bürgerliche Gesinnung, welche man als soziale bezeichnet, eine zu enge Auslegung von can. 601 kaum ertragen, nicht einmal, wenn es sich um beschauliche Klosterfrauen handelt. In mütterlichem Entgegenkommen trifft daher der Hl. Stuhl von Tag zu Tag weitherziger Vorsorge in mehrfachen Fällen der Notwendigkeit und Nützlichkeit, welche nach der ehemals üblichen Beurteilung nicht als derart schwerwiegend erachtet wurden, daß es ihretwegen statthaft gewesen wäre, aus der päpstlichen Klausur herauszutreten oder Ausnahmen von ihr zu gewähren. Übrigens ist die Sicherheit und Heiligkeit der Wohnstätten, welche zwar nicht als einziger, wohl aber als nach Zeitumständen wechselnder Grund im Verein mit andern Gründen zur Einführung und Durchführung der päpstlichen Klausur trieb, heute mehr als früher in fester Hut.

(Fortsetzung folgt)

Wünsche des Predigthörers an den Prediger

Im Jahrgang 79 hat die «Nouvelle revue théologique» ein Sonderheft herausgegeben, betitelt: «Prédication et prédicateur». Es ist später um seiner praktischen Verwendbarkeit willen auch separat herausgegeben worden. Es umfaßt fünf Monographien: Die Predigt vom Standpunkt des Zuhörers; Theologie der Predigt; die Predigt der Apostel; die Predigt des hl. Augustins; die Predigt im Mittelalter. Die erste Monographie ist von einem Silens geschrieben, d. h. der Verfasser hat dieses treffende Pseudonym gewählt, um den schweigenden Zuhörer zu verkörpern und ihm das Wort zu geben. Eine Rezension der Civiltà Cattolica (vom 16. April 1949) verrät, daß es nicht schwer sei, den Verfasser dieser Monographie zu erraten: Ex ungue leonem, d. h. am ganzen Stil verrät sich P. Charles SJ., der somit von den fünf Monographien drei allein bestreitet.

Die erste Monographie erweist sich als eine wahre Mine psychologisch scharfsinniger Beobachtungen, nützlicher Anweisungen und humoristischer Kritik (ridendo vera dicere). Jeder Prediger wird sie mit Nutzen durchstudieren, um für seine Predigtweise etwas zu gewinnen. P. Charles macht sich die Kritik nicht etwa leicht und billig. Er fordert auch nicht,

daß jede Predigt ein oratorisches Kunst- und Meisterwerk sein müsse. Er nimmt im Gegenteil zuerst den Prediger in Schutz. Von ihm verlangt man ja so viel und mehr als von jedem anderen profanen Redner. Die Verumständlungen der Zeit und des Ortes, das sehr unterschiedliche Zuhörerpublikum, der oft sehr schwierige Gegenstand der Predigt, die Haltung der Zuhörer usw., all das verschwört sich zusammen gegen den Prediger, dem unter vielen anderen Eigenschaften auch eine sehr gute Dosis Mut und Geduld vonnöten ist.

Nach diesem sympathischen Plädoyer für den Prediger, das nicht ungeschickt zugleich als captatio benevolentiae wirkt für das nun folgende Salz, streut P. Charles dieses Salz der Kritik des Predigers von seiten des Zuhörers in die dargereichte Kost. Er faßt seine Darlegungen in drei Punkte zusammen: Wenn ich meine Gedanken und meine Erfahrung in einen Satz zusammenfassen soll, so möchte ich sagen, daß für das Gelingen einer Predigt drei Dinge nötig sind. Man muß etwas zu sagen haben. Man muß das sagen. Man muß aufhören, wenn man das gesagt hat.

Man wird die Kritiken von P. Charles als berechtigt anerkennen müssen. Sie wollen dem Prediger den Sinn für die

Realitäten geben. Sie wollen ihm Abscheu vor leeren Großsprechereien beibringen, ihn mit der Psychologie der Zuhörer vertraut machen, daß er sich in sie einfühle und ihr Rechnung trage. Schließlich wollen sie eine große Liebe zu den Seelen wecken im Prediger. Im Folgenden wird eine kurze Zusammenfassung des Gedankenganges dieser ersten Monographie geboten.

*

Soll man auch dem Hörer das Wort geben zur Predigt, die er über sich ergehen lassen muß? Das ist nicht mehr als recht und billig, denn schließlich und endlich wendet sich die Predigt an die Hörer. Wie der Fuß es ist, dem sich der Schuh anpassen muß, wie die Scheibe die Treffer anzeigt, so ist es der Hörer, dem sich die Predigt anpassen muß und der anzeigt, ob sie eingeschlagen hat!

Der Prediger muß verständlich reden, sonst geht der Faden bald verloren, und zwar bei einem Publikum, das notorisch zur Zerstreuung und zum Schlafen geneigt ist. Der Prediger muß auch akustisch verständlich reden. Das ist trotz der Mikrophone bei der sehr oft schlechten Akustik vieler Kirchen nicht sehr leicht. Unter solchen Bedingungen und Voraussetzungen sprechen ist sehr oft geradezu eine athletische Kühnheit, und nicht alle Prediger sind Athleten. Sehr viele können sich oft nicht verständlich machen. Die Sorge um die Stimmbildung ist daher verständlich und notwendig: die größte Wissenschaft und der brennendste Eifer ersetzen niemals einen guten Kehlkopf. Das Wort Gottes muß zuerst die Ohren erreichen, bevor es Geist und Herz ergreifen kann. Der Hörer kann sich nicht wehren und nicht bitten, lauter, deutlicher und langsamer zu sprechen, wenn er nichts versteht. Man kann als absolute Regel aufstellen, daß der Hörer keine größeren Anstrengungen macht, dem Prediger zu folgen, als sich der Prediger Mühe gibt, seinen Zuhörer zu erreichen. In einer Predigt verdienen unbedingt alle Worte verstanden zu werden, da sie doch gesprochen werden.

Wie verschieden sind doch die Zuhörer: jedes Alter, jede Bildungsstufe, jede Seelenverfassung ist unter ihnen vertreten. Predigen heißt wahrhaft nicht nur ein Heer von Gedanken geordnet führen, sondern ein Heer von Zuhörern, die sehr auseinanderstrebende Interessen haben, und es gilt daher zuerst, eine gewisse minimale Einheit herzustellen, und ein Hinterhalt droht gar bald, denn die Mechanik der Reaktion ist oft sehr überraschend. Wenn von Korinth die Rede ist, könnte sehr leicht wegen der Korinthen die Ideenassoziation mit einem Gugelhopf auftauchen und die Kolosser könnten die Vorstellung von Riesen wecken. Oder frage man einmal, was sich gewisse Zuhörer unter den Kirchenvätern vorstellen: die Pfarrer der Umgebung, die Toten des Friedhofes, die Kirchenräte oder die Volksmissionare!

Auch die Zeit der Predigt kann sich ungünstig auswirken: wenn man nüchtern Nüchternen predigen muß, dann hat es die Inspiration schwer! Dabei muß sonntags doch schon früh gepredigt werden. Um mit Genuß reden oder zuhören zu können, können viele nicht nüchtern sein. Wie soll ein Prediger Zuhörer fesseln, die eben erst aufgestanden sind und noch gähnen müssen! Zudem fehlen dem Prediger gewisse Anregungen, die andere Redner haben, wie z. B. Anwälte oder Parlamentarier. Der Rechtsanwalt, der vor Gericht plädiert, hat einen bestimmten Tatbestand vor sich und ein bestimmtes Ziel im Auge. Der Parlamentarier diskutiert sehr konkrete Maßnahmen und stimmt darüber ab. Solche Stimulanzien fehlen dem Prediger. Er hat es schwer, die ewigen Wahrheiten immer wieder neu darzustellen, und die Gefahr, die gleiche Platte wieder aufzulegen und ablaufen

zu lassen, ist nicht gering. Man kann die biblischen Geschichten eben nicht ändern.

Die Predigt hat auch große Konkurrenz: das gedruckte Wort ist ein größerer Konkurrent des gesprochenen Wortes, als die Schiene für die Straße und das Auto für den Zug. Und mit dem Radio oder gar der kommenden Television erscheint die Gegenwart des Redners nicht mehr nötig. Es ist wunderbar, daß trotz aller Schwierigkeiten der Predigt überall noch gepredigt wird und daß sich trotz allen Mängeln der Predigt noch Zuhörer finden. Man wird kaum hören, daß ein langweiliger Prediger aus Mangel an Opfern keine Predigt halten kann. Vergessen aber die Prediger nicht etwas zu leicht und zu häufig, daß ihre Zuhörerschaft sich meist aus Freiwilligen zusammensetzt? Niemand ist gezwungen, eine Predigt anzuhören. Zu Freiwilligen aber spricht man höflich und verbindlich, gütig und anerkennend, immer mit Respekt. Man sucht ihnen Geschmack an der Predigt beizubringen und den Wunsch, ein anderes Mal wieder zu kommen. Das heißt nicht, daß man schmeicheln soll. Aber man anerkennt den guten Willen. Mag die Predigt auch eine autoritative Sache sein, so kann sie das doch nur sein Zuhörern gegenüber, welche diese Autorität anerkennen. Die Gutwilligkeit der Schäflein darf den Hirten nicht veranlassen, streng zu sein, weil er es ungestraft sein kann. Darin könnte etwas moralischer Sadismus sein. Es ist immer leicht, Macht zu mißbrauchen, wenn kein Widerstand möglich ist. Lasse man nicht ein Donnerwetter los über zerfurchte Alte, zerarbeitete Männer und verhärmte Mütter!

Es gibt Modepredigten und Modeprediger. Die Predigt soll nicht der Mode folgen. Die Mode ist immer ein wenig töricht und närrisch und Eintagsherrin. Doch muß der Prediger den berechtigten Forderungen der Zeit Rechnung tragen und seine Beredsamkeit jenen zuwenden und anpassen, die er beeinflussen will. Ein gewisser altertümlicher Wortschatz mag da unbesorgt passieren und es wäre Vandalismus, alles zerstören zu wollen im Bestreben, modern zu sein. Halte man sich aber nicht schablonenhaft an Konventionen. Man braucht nicht zuerst anzukündigen, was man verkündigen will, auch nicht, wie man es verkündigen will, es dann verkündigen und endlich noch sagen, daß man es verkündigt hat! Man kann sich Umschweife ersparen. Man muß sich auch nicht allzu viele Sorge machen um den Schluß der Predigt. Das kann sehr peinlich werden, wenn ein Prediger nicht landen kann! Das Beste, was man von einer Predigt verlangen und sagen kann: Etwas zu sagen haben, es sagen und sofort aufhören, wenn man es gesagt hat! Manches Mal tut eine gewisse Nüchternheit not, hohe Töne sind nicht am Platz und ein Panegyrikus ist selten erträglich. Das Irreale ist die größte Klippe der Predigt, und diese Gefahr lauert auch in der Verkündigung der Wahrheit, nämlich dann, wenn man die Wahrheit in unverständliche Worte hüllt. Da kann man nicht mit Formalobjekten kommen, und nicht mit kontingentem Sein, auch nicht mit zureichender Gnade, die doch nicht genügt usw. Das ist Schultheologie mit technischem Wortschatz: C'est la sauce qui fait le poisson!

Hie und da wird die Frage erörtert, wie man den Kontakt finden kann mit den Massen. Da müßte man sich fragen, warum und wie man ihn verloren hat und ob er wirklich so ganz verlorengegangen ist. Keinesfalls darf man aber vulgär werden, um den Kontakt herzustellen. Dabei kann man durchaus die Auffassung vertreten, daß ein Lächeln einer Predigt gar nichts schaden kann, eventuell sogar ausnahmsweise auch ein gesundes Lachen. Eine Predigt muß nicht immer stockern sein, gewissermaßen feierlich in

Schwarz gekleidet. Auch das Leben ist hie und da vergnüglich, ja komisch. Geschmacksmangel und Taktvergehen sind jedoch nie erlaubt!

Der Zuhörer darf nicht behandelt werden wie ein Widerpenstiger, der gezähmt werden muß, wie ein Gleichgültiger, der aufgerüttelt und erschüttert werden muß, wie ein Verstockter, der erschreckt, wie ein Hochmütiger, der gedemütigt, wie ein Satter und Zufriedener, der unruhig gemacht werden muß. Mag auch in vielen Zuhörern etwas von all dem stecken, weil sie Menschen sind, so brauchen sie doch vor allem *Hoffnung*. Fast alle sind irgendwie schiffbrüchig und gestrandet. Selbst die selbstsichere Jugend ist ihrer Zukunft nicht gewiß. Wie könnte der Zuhörer da an etwas glauben, wenn er nicht zuerst an sich selber glaubt? Nur die Offenbarung der erstaunlichen Liebe Gottes wird ihn überzeugen können, daß er einen Wert hat.

Man darf den Zuhörer weder als Bösewicht noch als Heiligen behandeln. Weder Bösewichte noch Heilige kämen zur Predigt oder hätten sie wenigstens nicht nötig. Der Zuhörer hat ein Wort von der Ewigkeitshoffnung nötig. Es geht nicht so sehr um die Schlechtigkeit der Welt und die Verführung der Frau. Die Geschichte von der Schlange und dem Apfel ist selbst den Exegeten nicht ganz klar. Unter dem Kreuze standen drei getreue Frauen und nur ein getreuer Mann, und dieses Verhältnis scheint sich erhalten zu haben, dreimal mehr gläubige Frauen als gläubige Männer! Der Zölibat verbietet dem Prediger, misogyn zu sein. Der Jammer über die Schlechtigkeit der Zeiten und die gute alte Zeit ist nicht am Platz. Es ist solange kein Hauptthema, über die Mode zu predigen, die strumpfloß ist, als es Frauen gibt, die gerne Strümpfe tragen würden, wenn sie nur solche hätten, oder über Tanz und Strandbad zu wettern, als es Verarmung, Krankheit, Unterernährung gibt, was viel mehr bedrohen kann. Auch die zu kurzen Ärmel sind nicht so bedenklich, wie die Tatsache, daß der Mantel der Kirche noch zu kurz ist und nach 1900 Jahren erst den sechsten Teil der Menschheit umfaßt!

Die Predigt darf sich nicht nur auf den zwei Krücken bewegen: Pflicht und Pflichtvernachlässigung. Es muß ihr

gelingen, die Freude an der Pflicht zu wecken und den Wunsch nach *Hochherzigkeit*. Das ist nichts anderes als der Appell der Gottesliebe. Es ist für einen Christen nicht sehr leicht, von der Hoffnung zu leben. Denn von der Hoffnung leben, heißt auf Kredit leben, und Kredite, die nicht erneuert werden, werden erschöpft! Deswegen müssen die Ewigkeitshoffnungen immer wieder belebt werden. Man muß den Menschen helfen, an die Liebe Gottes zu ihnen zu glauben. Der Mensch, der Gott verläßt, hat vorher sich selber verloren. Man kann deshalb die Gläubigen nicht gläubig erhalten, wenn man ihnen gegenüber Mißtrauen hegt. Die Predigt muß deshalb tonisch wirken, der Schwäche entgegenwirken; sehr vieles Versagen der Menschen ist eine Reaktion auf seelische Mangelerscheinungen.

Sprechen von den *ewigen Dingen*, heißt von den im Grund genommen einzigen Dingen sprechen, die immer aktuell sind. Die sogenannten aktuellen Dinge haben für gewöhnlich nur Eintagsbedeutung. Der Prediger ist der Spezialist der ewigen Dinge. Nur Toren empfinden das als langweilig und als Wiederholung. Das Ewige altert nie. Es ist etwas Ähnliches mit der Sorge um die Gesundheit, welche jedermann immer interessiert. Man sucht beim Prediger nicht das, was man anderswo auch finden kann. Er versuche deshalb keine Konkurrenz, er würde doch geschlagen, während ihm niemand Konkurrenz machen kann in Dingen, auf welche er gewissermaßen ein Monopol besitzt. Die Zuhörerschaft bringt hiefür viel guten Willen mit und schenkt dem Prediger Vertrauen. Sie wäre enttäuscht, wenn ihr nicht das Wort Gottes verkündet würde, das wie Brot allen angeboten und von niemand verschmäht wird.

Wenn die Predigt beginnt, hat der Zuhörer geistig schon mehr als die Hälfte des Weges gemacht, um ihr entgegenzukommen. Das Entscheidende ist nun von Seite des Predigers, das Zusammentreffen nicht zu verpassen. Das wird dann gesichert sein, wenn der Zuhörer Verständnis und aufrichtiges Wohlwollen beim Prediger spürt. Dann mag er sagen, was Gott von den Zuhörern verlangt und was diese von Gott zu erwarten haben. So fallen seine Worte auf gutes Erdreich!

A. Sch.

Lehren aus dem Kampf des Kommunismus gegen die Kirche in der Tschechoslowakei

Bevor wir zur Beschreibung der Methoden schreiten, welche die Kommunisten im Kampfe gegen die Kirche in der Tschechoslowakei benützen, müssen wir auf die besondere Stellung aufmerksam machen, welche die Kirche nach dem zweiten Weltkrieg in der Tschechoslowakei einnahm. Die Tschechoslowakei gehörte, im Gegensatz zu Ungarn, in das Lager der Siegerstaaten über den Nazismus, wobei der katholischen Kirche ein großer Teil dieses Sieges zugesprochen wurde. Tatsache ist, daß eine ganze Anzahl tschechoslowakischer Priester ihr Leben für die Freiheit und Demokratie geopfert haben; viele litten in deutschen Konzentrationslagern, und eine ganze Reihe beteiligte sich direkt am Kampfe gegen die Besetzungsmacht. Unter den Trägern der Auszeichnungen seitens der Alliierten, Rußland nicht ausgenommen, befindet sich nicht nur ein katholischer Priester. Diese Umstände trugen dazu bei, daß zwischen dem Volk und den Priestern nach dem zweiten Weltkriege ein herzliches Einvernehmen bestand. Sogar die Kommunisten waren gezwungen, diese Tatsache zu respektieren. Es war daher nicht zu verwundern, daß mehr als ein Kommunist in große Verlegenheit geriet, wenn er gegen katholische Priester vorgehen hatte, mit denen er lange Jahre zusammen in Kon-

zentrationen gelitten hatte. Dieses psychologisch-politische Problem bildete einen der Gründe, weshalb Gottwald unmittelbar nach seiner Wahl zum Präsidenten der Tschechoslowakei sich mit den Mitgliedern der Regierung offiziell in die St.-Veits-Kathedrale in Prag begeben hat, wo der Erzbischof Dr. Beran das *Te Deum* zelebrierte, worauf sich beide — Präsident und Erzbischof — vor den Reliquien des Landespatrons St. Wenzel verneigt haben. Zu diesem Ereignis kam es noch zu einer Zeit, da sich in Ungarn der Kulturkampf bereits seinem Höhepunkt näherte. Gleichzeitig gingen in Prag die Gerüchte um, Präsident Gottwald habe dem Erzbischof Dr. Beran persönlich die Freiheit und die Rechte der Kirche zugesichert, wobei er vom Erzbischof das Versprechen verlangte, daß die Katholiken gegen das gegenwärtige Regime nichts unternehmen würden.

Es ging jedoch nicht lange und ein weiterer Staat hinter dem Eisernen Vorhang befand sich mitten im Kulturkampfe. Was war die Ursache? Die Antwort darauf ist in der Proklamation des Prager Erzbischofs vom Juli 1948 zu finden, die wie folgt lautet:

«Die Kirche und Katholiken werden immer ihre Pflichten gegenüber dem Staat erfüllen, aber sie verlangen, daß die

Pflichten der Kirche und der Katholiken gegenüber Gott respektiert werden.»

Im weiteren sandten die tschechischen und die slowakischen Bischöfe ein Memorandum an die Regierung, datiert vom 16. August 1948, worin folgendes gesagt wurde:

«Wir haben uns auf das Versprechen verlassen, daß in allen kirchlichen Fragen ein Übereinkommen im Sinne des Modus vivendi zwischen Kirche und Staat erzielt werden wird . . . Wir konnten eine uneingeschränkte Zustimmung zu all dem nicht geben, denn wir haben leider Gottes allzuviel Beweise erhalten, daß auch bei uns ein getarnter Kampf gegen Religion und Kirche eingesetzt hat, nach einem ähnlichen Plan, wie in anderen Ländern.»

Aus dieser Erklärung geht hervor, daß das Regime von der Kirche die sogenannte Loyalitätszusicherung verlangte, im ähnlichen Sinne, wie dies die andern Kirchen getan haben, wobei die katholischen Bischöfe die Bedingung zu stellen «wagten», die Pflichten gegenüber Gott und der Kirche zu respektieren. Wie weit zu dieser Zeit schon die Verhältnisse gediehen waren, sieht man am besten aus dem zitierten Memorandum, worin auf die Unterdrückung der katholischen Presse, Versammlungsfreiheit, Auflösung der katholischen Schulen, Äußerungsfreiheit usw. hingewiesen wird. Charakteristisch war z. B. der Umstand, daß der Erzbischof Dr. Beran persönlich im Saal, wo die Konferenz der tschechoslowakischen Bischöfe in Prag hätte stattfinden sollen, eingebaute Horchapparate entdeckte. Die Kommunisten hatten dafür die Erklärung gegeben, daß die Apparatur amerikanischen Ursprungs sei und daß der Erzbischof diese selbst dort einbauen ließ, um damit Grund zu haben, die Konferenz zu widerrufen, auf welcher die Loyalitätszusicherung hätte proklamiert werden sollen.

Inzwischen hat noch ein anderes Ereignis viel Staub aufgewirbelt. Es ging um den Fall von Minister Plojhar, eines katholischen Priesters, welcher wegen Verletzung der kirchlichen Disziplin vom Erzbischof Dr. Beran exkommuniziert und degradiert wurde. Dieser Vorfall brachte das alte Problem zur Sprache, nämlich die aktive Beteiligung der katholischen Priester am politischen Leben, das gerade in der Tschechoslowakei eine gute und eine schlechte Tradition hinter sich hatte.

Minister Plojhar unterwarf sich dem kirchlichen Urteil nicht, wobei er selbstverständlich bedeutende Unterstützung seiner Brotgeber fand, die ihn im In- und Auslande (italienische Kommunisten nahmen den Fall Plojhar als Schlagwort für die Wahlen) zu Propagandazwecken benützten.

In diesem Zusammenhang ist auf den Einwand zu antworten, den nicht nur die Kommunisten, sondern die sogenannten Neutralen oft gegen die tschechoslowakische Kirche ebenfalls vorbrachten: Der Kampf der katholischen Kirche mit dem kommunistischen Regime habe einen machtpolitischen Charakter und sei angeblich das Resultat des Geheimpaktes zwischen Vatikan und Washington. In ähnlichem Sinne drückte sich auch der Professor der evangelischen Fakultät in Prag, Hromatka, und zwar an der Konferenz der evangelischen Kirchen in Amsterdam im Jahre 1949, aus. Es ging jedoch gar nicht lange und auch Professor Hromatka wurde durch Tatsachen eines Bessern belehrt. Im Februar 1950 veröffentlichte die zehnte Synode der evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder eine Proklamation, in welcher ausgeführt wurde:

«Wir können unsere Augen nicht davor verschließen, daß alle gewohnten Ordnungen um uns herum zusammenbrechen werden . . . Es geht heute um die Freiheit der Kirche.

Uns wurde von maßgebender Stelle die volle Freiheit zugesichert. Wir müssen uns aber bewußt sein, daß wir nichts anderes in den Händen haben, als unsern Glauben . . . Die Kirche Christi hat auch die Aufgabe, gegen alle Schlechtigkeit und Ungerechtigkeit ihre Stimme zu erheben.»

Außer der katholischen Kirche ist sich einzig noch die Kirche der Böhmisches Brüder bewußt geworden, daß es hier nicht um einen machtpolitischen Kampf, sondern um die Freiheit an und für sich geht.

Nur verblendeten Menschen konnte es von Anfang an nicht klar sein, welches das Ziel der Kommunisten ist. Wenn wir bedenken, daß alle Direktiven zu den Ereignissen in den Satellitenstaaten der Sowjetunion ihren Ursprung in der Kominform haben, können wir nicht daran zweifeln, daß die Kommunisten gewillt sind, der Kirche eine teilweise freie Hand lediglich im Kultwesen zu belassen, ähnlich wie der orthodoxen Kirche in Rußland selber. Nur auf diese Weise soll sich ihre Existenz bekunden, damit so die «Glaubensfreiheit» bewiesen werden kann. Andererseits hat die Kirche nicht das geringste Recht zur Kritik, zur Erziehung usw. Sämtliche Kirchen in der Tschechoslowakei, welche sich dem jetzigen Regime unterworfen haben, sind einzig auf den genannten Anteil angewiesen. Das einzige, das sie sich erlauben dürfen, ist das Lob des Regimes.

Gemäß den geheimen Instruktionen, welche vom Zentralaktionskomitee der Nationalen Front für die Funktionäre herausgegeben worden sind, soll der Kampf gegen die katholische Kirche in der Tschechoslowakei in erster Linie zwei Ziele verfolgen: Die Kirche von Rom zu trennen und in ihre Reihen Mißhelligkeiten zu bringen, hervorgerufen durch soziale Reibereien zwischen niederem Klerus, Prälaten und Bischöfen.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem ersten Ziel zu. Auch nach dem ersten Weltkriege wurde der Kulturkampf in der Tschechoslowakei mit dem Schlagwort geführt «Los von Rom», und mit der Bemühung um die Gestaltung einer nationalen tschechoslowakischen Kirche, was zur Gründung der sogenannten «tschechoslowakischen Kirche» führte. Sie ist noch heute die zweitgrößte religiöse Organisation. Die Kommunisten benützten also hier im Prinzip alte Argumente und Methoden. Am 9. Kongreß der kommunistischen Partei im Jahre 1949 erklärte der Informationsminister Kopecky, daß die Kommunisten bei Masaryk am meisten seinen Kampf gegen den Klerikalismus schätzen. Der beliebteste Schriftsteller der Kommunisten ist A. Jirasek, dessen Bücher in Millionen Auflagen erschienen sind. Aus der Erklärung von Minister Nejedly geht hervor, daß sich die Kommunisten davon die Abwendung des Volkes vom Katholizismus versprechen. Die katholische Kirche wird als der Hauptfeind der tschechischen Nation und der Arbeiterklasse geschildert, welcher sich jetzt mit den westlichen Imperialisten und Kriegshetzern gegen die fortschrittlichen Kräfte des Sozialismus verbündete.

Dabei versichern sie aber, daß es nicht ihr Ziel gewesen sei, eine neue Nationalkirche zu gründen und lassen durch gewesene katholische Politiker proklamieren, daß sie bereit sind, die Rechte des Papstes in bezug auf Glauben und Sittlichkeit zu respektieren. Zu gleicher Zeit jedoch spricht aber der Minister für Kultus und Kunst, Nejedly, von einer katholischen «bürgerlichen» Moral. Das Motto der heutigen tschechoslowakischen Hochschulen (theologische Fakultäten nicht ausgeschlossen) lautet wie folgt: «Wir werden die Wissenschaft aller Wissenschaften beherrschen, den Marxismus, Leninismus, Stalinismus.»

Die Kommunisten betrachten den Vatikan als die Spionagezentrale des Westens. Zur Illustration möchten wir einen Fall anführen, welcher sich anfangs des Jahres 1950 abspielte und der die Ausweisung des päpstlichen Geschäftsträgers Mgr. de Liva von Prag zur Folge hatte.

In der kleinen Kirche des Dörfleins Cihost in der böhmisch-mährischen Hochebene hat sich während der Predigt von Pfarrer Josef Toufar bei Zitierung der Worte «Inmitten Euch steht der, den Ihr nicht kennt» (Joh. I, 26) das kleine Kruzifix auf dem Altar geneigt, was verschiedene Dorfbewohner gesehen haben und dies hat sich noch wiederholt. Die Kunde davon verbreitete sich durch das ganze Land und das Volk sprach vom Zeichen des heiligen Kreuzes, was eine begnadete Frau prophezeit hat, als Zeichen bedeutender bevorstehender Weltereignisse. Die Kirche hat wie gewöhnlich, so auch in diesem Fall, eine strenge Zurückhaltung bewahrt. Der Bischof der betreffenden Diözese, Mgr. Picha, hat eine kirchliche Kommission bestimmt zwecks Überprüfung dieses Vorfalles. Die Mitglieder dieser Kommission wurden jedoch sehr bald verhaftet, wie auch der Pfarrer Toufar selbst. Das betreffende Kirchlein wurde geschlossen, es wurde verboten, weiter von dieser Angelegenheit zu sprechen. Nach einiger Zeit veröffentlichte das Ministerium des Innern einen Bericht über diese Sache, worin man sich auf die protokollierten Aussagen von Pfarrer Toufar berief. Dieser habe angeblich einen besondern Mechanismus konstruiert, wodurch er von der Kanzel herunter unauffällig das Kruzifix nach Belieben bewegen konnte. Er hat sich dieses Betruges deshalb schuldig gemacht, da er beabsichtigte, aus seiner Pfarrei einen Wallfahrtsort zu machen, um sich zu bereichern. Außerdem habe er auf die Inspiration des Vatikans hin Unruhen unter dem Volke hervorrufen wollen. Als einer der Inspiratoren wurde der päpstliche Vertreter Mgr. de Liva bezeichnet, der innert 48 Stunden Prag verlassen mußte. Dieser problematische Mechanismus wurde sogar verfilmt und in allen Lichtspieltheatern der Tschechoslowakei gezeigt. (Schluß folgt) Bohemus

Zur Kalenderfrage

In Nr. 1 der KZ., S. 8, gibt Prof. Dr. G. Staffelbach dem Bedauern Ausdruck, daß das Heilige Jahr 1950 zu Ende ging, ohne eine erwartete Kalenderreform zu bringen, und doch hätte gerade es sich als Ausgangspunkt und Normaljahr dazu geeignet, weil es mit einem Sonntage anfang und schloß. Der Verfasser der nachfolgenden Zeilen beabsichtigt nicht, zur vorgeschlagenen Kalenderreform Stellung zu nehmen, er möchte nur zwei Punkte richtigstellen, die freilich im Artikel von Hrn. G. St. nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Zunächst lehnt der Verfasser die Ehre ab, die ihm Dr. G. St. zuteilen möchte, den 9. April des Jahres 30 unserer Zeitrechnung als geschichtlichen Auferstehungstag des Herrn errechnet zu haben, denn diese Ehre kommt ganz andern zu. In seiner «Chronologia Vitae Christi» (Rom, 1933) führt P. Urban Holzmeister SJ. (S. 158—161) die Autoren auf, die sich in neuerer und neuester Zeit, fußend auf Bibel, Geschichte und Astronomie, mit der Frage nach dem Tag und Jahr des Todes Jesu befaßt haben. Für den 18. März des Jahres 29 macht P. Holzmeister 19 Autoren namhaft; für den 7. April des Jahres 30 zählt er 35 Autoren auf, darunter A. Harnack, E. Schürer, J. Belser, J. Mader, E. Nagl, J. Hontheim, J. Schäfer, K. Kellner, J. Felten, L. Fillion, und die Astronomen J. Fortheringham, K. Schoch und J. Schaumberger; und für den 3. April des Jahres 33 weiß er noch 26 Autoren aufzuzählen, während für andere

Jahre nur ganz wenige Autoren eintreten. Der Verfasser nimmt nun für sich bloß in Anspruch, aus den verschiedenen Forschungen die gewählt und für sie in Wort und Schrift eingetreten zu sein, die ihm von der Bibel, der Geschichte und der astronomischen Chronologie her zugleich als die am besten gesicherte erschien, ohne Rücksicht auf eine sog. traditionelle Auffassung von dem Alter Jesu beim Tode oder von der Dauer seiner öffentlichen Wirksamkeit, und dies ist nun freilich der 7. April des Jahres 30. Dabei bleibt sich der Verfasser bewußt, daß dieses Todesdatum wohl sehr wahrscheinlich ist, aber nicht etwa wissenschaftlich allseits gesichert.

Sodann schreibt Dr. G. St., es sei merkwürdig, daß der 6. April in der Urkirche als Todestag und zugleich als Empfängnistag galt, von dem neun Monate später das Fest der Erscheinung des Herrn am 6. Januar abhing. — Dazu ist vorerst zu bemerken, daß in der Ostkirche freilich schon im 3. Jahrhundert am Feste Epiphanie (6. Januar) die Geburt des Herrn mitgefeiert wurde, und diesem (angeblichen) Geburtsdatum würde dann freilich der 6. April als Empfängnistag entsprechen; aber wie noch heute, so war schon damals Epiphanie ein sogenanntes Sammelfest, das den verschiedenen Geheimnissen galt, durch die der menschgewordene Sohn Gottes den Menschen offenbar — epiphanés — wurde, und dahin gehört u. a. auch die Geburt. Ob sich daraus auf das Datum der Geburt oder der Empfängnis ein Schluß ziehen lasse oder beabsichtigt war, ist eine ganz andere Frage. Ob übrigens der 6. April als Todestag des Herrn überhaupt in Frage kommen könne, mag die folgende kleine Tabelle zeigen. Gewählt sind nur die Jahre, die für den Tod Jesu «unter Pontius Pilatus» in Frage stehen; gestorben aber ist Jesus am jüdischen Osterfest, genauer nach Joh. (18. 28; 19. 14. 31) am 14. Nisan, der in jenem Jahre auf einen Freitag fiel.

Jahr:	28	29	30	31	32	33	34	35
6. April	Di	Mi	Do	Fr	So	Mo	Di	Mi
14. Nis.	28. Mi	18. Mo	7. Fr	25. Mi	14. Mo	3. Fr	22. Do	12. April Di

Man wirft zwar dem jüdischen Kalender von damals allerlei Willkürlichkeiten und Ungenauigkeiten vor; aber aufs Ganze gesehen, sind 1. diese nicht so groß, daß sich die «liturgische XIV» gegenüber der astronomischen um mehr als einen Tag verspätet hätte, und daß 2. das Osterfest nach Belieben in den Monaten März, April oder Mai gefeiert worden wäre: in Frage kam praktisch nur der Monat April, als «Abib» = Ährenmonat (Ex 13, 4; 23, 15; 34, 18 usw.), der Monat der beginnenden Getreideernte (Lv 23, 9—14). Ist im julianischen Kalender, der damals bereits im Gebrauch war, ein Monatsdatum gesichert, dann auch der Wochentag, und in einem gegebenen julianischen Jahre kann ein bestimmter Wochentag, z. B. ein Freitag, nur auf bestimmte Monatsdaten fallen: eine Unsicherheit ist da ausgeschlossen.

Des weitern führt P. Holzmeister S. 162 f. des genannten Werkes die verschiedenen Monatsdaten an, die da und dort im patristischen Schrifttum genannt werden. In ägyptischen Quellen ist als Todestag Jesu genannt bald der 25. Phamenot, bald der 19. und 25. Pharmuti; diesen entsprechen im julianischen Kalender der 21. März und der 14. bzw. 20. April, außer man setzt Phamenot = März, und Pharmuti = April, was auch vorkommt. Als weitere Monatsdaten erscheinen der 16., 18., 20. und 23. März, der 6., 7., 9. und 14. April: was handgreiflich beweist, daß außer dem außerjüdischen Monatsdatum, über den Todestag Jesu keine auf die Apostel zurückgehende Überlieferung vorliegt. Zum 6. April insbesondere bemerkt der gelehrte Professor am Institutum Biblicum,

er scheine von den Montanisten als Todestag des Herrn betrachtet worden zu sein; ob das für ihn eine Empfehlung ist oder nicht, sei dahingestellt. Vom Standpunkt der astronomischen Chronologie aus kommt dieser Tag sowieso nicht als Todestag Jesu in Frage; darum sollte er auch gar nicht mehr genannt werden.

Zur Reform des Kalenders überhaupt möchte der Verfasser bloß bemerken: der julianisch-gregorianische Kalender ist nicht derart, daß er eine Verbesserung nicht zuließe, aber ob die Reform, die Dr. G. St. im Auge hat, Aussichten habe, bei den maßgebenden Behörden Gnade zu finden, ist sehr zweifelhaft.

Das scharfe Urteil, das Plaßmann (Himmelskunde, 1913; S. 111) über den römischen Kalender vor Julius Cäsar fällt, er sei wohl der schlechteste gewesen, den je ein Kulturvolk ersinnen konnte, ist begründet sowohl in der rückwärtschreitenden Zählung der Tage wie in der Zuteilung einer bestimmten Zahl von Tagen auf die einzelnen Monate wie endlich in der höchst willkürlichen Schaltmethode. Den letztgenannten Übelstand beseitigte im Jahre 47 v. Chr. Julius Cäsar als Pontifex Maximus glücklich und endgültig, aber die beiden andern Mängel und Willkürlichkeiten blieben, wie jeder Lateinschüler erfahren kann, weiter bestehen und wurden auch vom gregorianischen Kalender (1582) übernommen; nur wird seit langem die schwerfällige Rückwärtszählung durch die viel einfachere vorwärtsschreitende Zählung der Tage ersetzt. Es läßt sich also sehr wohl denken, daß den einzelnen Monaten in regelmäßiger Reihenfolge als bisher eine bestimmte Anzahl von Tagen zugeteilt würde, und daß die Schaltregeln, durch die Julius Cäsar und Papst Gregor XIII. das bürgerliche Jahr im Einklang mit dem wahren Sonnenjahr zu halten suchten, durch bessere ersetzt würden; die astronomische Chronologie verbleibt freilich aus guten Gründen bei ihrem bisherigen (rein) julianischen Kalender.

Das eigentliche «Herzensanliegen» von Dr. G. St. scheint aber einerseits das Jahr zu sein, das mit je einem Sonntag beginnt und endet, andererseits die Festlegung des Osterfestes auf einen bestimmten Monatstag oder doch dessen Beschränkung auf eine einzige Woche. Das erstgenannte Anliegen bedeutet die Preisgabe der siebentägigen Woche, und das andere Anliegen besagt, daß für das Osterdatum nicht mehr, wie bisher, der Frühlingsvollmond ausschlaggebend sein solle. Nun wird weder die Bibelwissenschaft von heute noch die Kulturgeschichte den Beweis erbringen können, daß das Prinzip der siebentägigen Woche ein vom Schöpfer selber aufgestelltes Naturgesetz sei und schon für die erste Menschheit gegolten habe; noch auch wird es sich dogmatisch oder bibeltheologisch erweisen lassen, daß die Kirche das Prinzip der siebentägigen Woche und die Regelung des Ostertermins von den Juden unverändert übernehmen mußte. Aber andererseits ist das eine und das andere so sehr im Brauchtum und im Gesetz der Juden und der christlichen Bekenntnisse verankert, daß kaum daran zu denken ist, die maßgebenden Kreise sowohl bei den Juden wie bei den verschiedenen christlichen Kirchen würden je zu einer so einschneidenden Maßnahme und Änderung ihre Zustimmung geben. Solange aber eine derartige Aussicht nicht vorhanden ist und andere, weniger radikale Lösungen möglich sind, werden sich die obersten Instanzen in der katholischen Kirche, Papst und Konzil, wohl hüten, eine derartige Änderung im Kalenderwesen vorzunehmen, wie sie Dr. G. St. in verschiedenen Publikationen bereits vertreten hat. Vielleicht ist im Jahre 1961, wo das Jahr wieder mit einem Sonntag anfängt und schließt, die Frage zur Entscheidung reifer als heute. Wenn eine Notwendigkeit zu einer solchen Kalenderreform wirklich vorliegt, wird sich diese mit der Zeit schon durchsetzen, auch ohne daß wir der Entwicklung vorgreifen. Auch da gilt Prd. 3: «Alles hat seine Zeit.»

Dr. P. Theodor Schwegler, OSB., Einsiedeln

Giuseppe Toniolo Zur Einleitung seines Seligsprechungsprozesses

Giuseppe Toniolo hat zwar um 32 Jahre früher als Vico Necchi-Villa das Licht der Welt erblickt, ist aber nur 12 Jahre vor ihm gestorben; denn, trotzdem er von Kindheit an eine schwächliche Gesundheit besaß, erreichte er doch ein Alter von 73 Jahren. Geboren am 7. März 1845 in Treviso, in der Provinz Venezien, die damals zu Oesterreich gehörte, erlebte er gerade noch die Bitte der Mittelmächte um Waffenstillstand am 6. Oktober 1918, dem letzten Lebenstag des Dieners Gottes. «Wir sind nicht vorbereitet für den Frieden!» — rief bei jener Nachricht der berühmte Universitätsprofessor von Pisa noch auf dem Sterbebette aus.

Im Gegensatz zu Necchi entstammte Toniolo einer gut christlichen Familie. Er war ein stilles, gelehriges, gutes Kind. Seine Studien machte er in einem Kolleg in Venedig, wo sich der Rektor, Prälat Della Vecchia, und ein Onkel, Dr. Alessandri, des schüchternen, frommen und sehr begabten Schülers besonders annahmen. Als der damalige Kaiser Franz Josef einmal das Kolleg besuchte, wurde der brave Toniolo ausersehen, die Begrüßungsrede im Namen seiner Mitschüler zu halten. Seine Universitätsstudien machte er in Padua, wo damals seine Eltern wohnten. Enge Freundschaft verband ihn dort mit den Brüdern Schiratti, die viel in seinem elterlichen Hause verkehrten und die auch ihn öfters in ihre Heimat, Pieve di Soligo, einluden. Nachdem er seine juristischen Studien mit dem Doktorgrad abgeschlossen hatte, nahm er auf den Wunsch seines Vaters hin eine Stellung als Notar an. Einer seiner Professoren aber veranlaßte

ihn bald, das Amt eines Notars mit der wissenschaftlichen Laufbahn zu vertauschen, die auch seiner Anlage und Eignung mehr entsprach. Da aber bald darauf sein Vater starb, mußte Toniolo durch Stundengeben den Haushalt seiner Mutter zu unterstützen suchen, während er sich in weiteren Studien auf das akademische Lehramt vorbereitete. Die schriftliche Arbeit, die er für sein letztes Examen vorlegte, zeigte schon die Richtung an, die seine Lebensarbeit leiten sollte: «Das sittliche Element als wesentlicher Faktor der Wirtschaft.» In Italien gilt er ja geradezu als der Begründer der katholischen Sozialwissenschaft.

Bei seiner großen Frömmigkeit vermuteten viele, er werde schließlich den Priesterstand wählen; andere wieder meinten, die Wissenschaft und die Familie, aus der er stammte und an der er hing, würden so sehr sein ganzes Leben ausfüllen, daß er an nichts weiteres dächte. Auch als er im Jahre 1877, also mit 22 Jahren, sich wiederum zu seinen Freunden Schiratti in Pieve di Soligo begab, war seine Zurückhaltung so groß, daß niemand seine Absichten merkte und allgemeine Verwunderung herrschte, als man erfuhr, Toniolo habe durch den Erzpriester des Ortes um die Hand von Maria Schiratti, der Schwester seiner Freunde, bitten lassen. Die Mutter der künftigen Braut war zwar besorgt wegen der schwachen Gesundheit des Bittstellers, doch die Wertschätzung seiner sittlichen Eigenschaften überwog dennoch weit solche Bedenken. So legte im September 1878 Maria Schiratti ihre Hand als Gemahlin in jene des jungen Pro-

fessors, der bis dahin in einem Institut in Venedig Sozialwissenschaft gelehrt hatte. Bald nach der Hochzeit erhielt er einen Lehrstuhl für Wirtschaftspolitik in Modena, und schon ein Jahr später, 1879, wurde er an die erststrangige Universität Pisa gerufen, wo er fast dreißig Jahre in ständig wachsendem Ansehen wirken sollte. — Die Zeit, besonders in Italien, war damals der Religion abhold. Für den Liberalismus existierte sozusagen die Religion überhaupt nicht, sondern blieb eine individuelle Angelegenheit, um die das öffentliche, soziale und wirtschaftliche Leben sich nicht zu kümmern hatten. Diese Trennung der Menschen von Gott führte aber bald zu den ungesunden und unsinnigen Ideen des Materialismus in seinen verschiedenen Richtungen und Formen. Wenn aber jene neue «Wissenschaft» glaubte, die Lichter des Himmels ausgelöscht zu haben, so blieben für Toniolo Glaube und Wissenschaft die beiden hellen Leuchten, die zugleich sein Herz erwärmten. Ihn beschäftigte darum vor allem der Gedanke, was doch die moderne menschliche Gesellschaft mit ihren unleugbaren Errungenschaften sein könnte, wenn sie vom Geiste Christi besetzt wäre. Wohl hatte Toniolo bald den Ueberramen des «Klerikalen», und auch sein wohlwollender Gönner Luzzatti mahnte ihn lächelnd: «Toniolo, Du gehst zu oft in die Kirche und zu häufig zum Beichten.» Aber der Diener Gottes gab weder die Ausübung seines Glaubens um seiner wissenschaftlichen Laufbahn willen auf, noch verließ er seine Laufbahn um seines Glaubens willen, denn er sah auch in der Wissenschaft nur einen Ausschnitt der Wahrheit, der sein ganzes Suchen galt. Deshalb bewahrte der gelehrte Professor immer die schlichte Einfachheit und Einfalt eines Kindes, die ihn selbst zum Gespielen der Kinder werden ließ, mit denen Gott seine Ehe segnete. Ein Rechtsanwalt, der einmal Schüler Toniolos gewesen und später sein politischer Gegner geworden war, schrieb über ihn: «Seine Kindeseinfalt in den Dingen der Welt war allbekannt in den Kreisen der Universität, aber sie war gepaart mit einem so hohen Geiste und einem so grenzenlos gütigen Herzen, daß selbst jene, die geneigt waren, über seine katholische Sittenstrenge zu lachen, dennoch in seiner Gegenwart sich nicht jene Scherze erlaubten, die sonst der ständige Anteil fast aller Lehrer und auch der Universitätsprofessoren sind... In seinen Beziehungen zur Welt im allgemeinen und besonders zu jener der Studenten bot er ganz das Bild der alten, klassischen Weisheit, indem er scheinbar entgegengesetzte Züge harmonisch in sich vereinte: eine gewinnende Freundlichkeit des Antlitzes, der Worte und des Benehmens, verbunden mit einer Würde und Autorität, die einen jeden sofort die Größe seiner ganz auf ein überirdisches Ideal hingeorordneten Seele ahnen ließ; eine gewisse Schüchternheit, die ihn großen Worten und feierlichen Unterredungen abgeneigt machte, verbunden mit einem unerschrockenen Mut, seinen Glauben immer und überall zu behaupten und zu verteidigen und seine Grundsätze in jeder Lebenslage zu verwirklichen. Trotz seiner geringen Erfahrung in den Dramen des täglichen Lebens wußte er doch stets treffende Urteile zu fällen und konkrete Ratschläge zu geben, denn sie kamen aus seinem ganz tiefen und fast unbewußten Empfinden für das Rechte und Gute. Er war eben in Wahrheit und ausschließlich der ‚homo religiosus‘ in allem, das heißt, der Mann, für den ‚Religion‘ nicht bloß das Gebet oder der ausgesprochene Glaubensakt war, sondern jeder Gedanke, jedes Wort, jede Haltung vom Morgen bis zum Abend, weil alles auf den Gedanken der göttlichen Vorsehung hin gerichtet war, in deren Sinn und Geist er dachte, redete und handelte. Dieser Glaube war belebt und erwärmt durch eine Güte und Liebe, die auch seine

Gegner ihm nahebrachte und gewann.» — Außer seiner Gemahlin ahnten aber wohl wenige, daß Toniolo viel unter einer gewissen Skrupulosität zu leiden hatte, die zu überwinden und zu tragen ihm ein unbedingter Gehorsam gegen seinen Seelenführer half.

Nachdem der Diener Gottes im Jahre 1884 Ordinarius an der Universität Pisa geworden war, also keine Absetzung von seiten der freimaurerischen Regierung mehr zu fürchten hatte, konnte er es wagen, ohne seine Familie zu gefährden, auch im Kampfe um die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche und des religiösen Lebens im Lande hervorzutreten. Seinem Fach entsprechend, lag ihm besonders die Erneuerung der sozialen Ordnung gemäß den sozialen Gedanken des Christentums am Herzen. Er nahm an den katholischen Kongressen Italiens und an den Zusammenkünften in Freiburg in der Schweiz teil und wurde bald die Seele der katholisch-sozialen Erneuerungsbestrebungen. Er wurde öfter von Leo XIII. in Privataudienz empfangen und mußte an dessen Schreibtisch Platz nehmen, was bei jenem Papst eine äußerst selten gewährte Ehrung war. Der Papst begrüßte auch die Gründung einer Gesellschaft für katholische Sozialwissenschaft, deren Präsident Toniolo war und der auch der damalige Bischof von Mantua, Monsignore Sarto, angehörte. Am 15. Mai 1891 erschien das päpstliche Rundschreiben «Rerum Novarum», an dessen Vorbereitung Toniolo einen beträchtlichen Anteil gehabt hatte. Er hielt auch, auf dringende Bitten mehrerer Bischöfe, Kurse über Wirtschafts- und soziale Fragen in Priesterseminarien und war führend bei der Gründung der sogenannten «Democrazia cristiana», ein Name, der zuerst in Belgien gewählt worden war für «die Partei jener, die, ohne das Recht des andern zu schmälern, der Arbeit ihren gebührenden Platz und Anspruch wiedergeben wollen durch entsprechende Reformen, die unter dem Banner Christi und der Kirche durchgeführt werden sollen». In Italien fand der Name und auch die Sache ebenso begeisterte Anhänger wie entschiedene Gegner, auch unter den Katholiken. In den Grundsätzen war man wohl einig, aber nicht alle sahen so klar wie Toniolo die letzten Folgerungen, die aus den Grundsätzen gezogen werden sollten. Besonders waren es drei Ideen, die Toniolo betonte: die der Pflicht, der moralischen Erziehung des Volkes und der Harmonie unter den verschiedenen Gesellschaftsschichten: «Die soziale Ordnung», so führte er immer aus, «beruht mehr auf der Pflicht, als auf dem Rechte, denn das Recht selbst findet erst in der Pflicht seine Rechtfertigung. Darum wird die soziale Ordnung erklärt und verwirklicht durch die Hierarchie der Pflichten, die den höheren Gesellschaftsschichten größere Verantwortung auferlegt und den unteren Schichten größere Vorteile bringt; denn wer mehr vermag, der ist auch zu mehr verpflichtet.» Infolge seiner katholischen Tätigkeit war Toniolo um die Jahrhundertwende in großer Gefahr, ins Gefängnis abgeführt zu werden. Schmerzlich aber war es für ihn, daß ein junger, vielversprechender Priester, Romolo Murri, nicht bloß selbst allmählich sich gegen die kirchliche Autorität empörte, sondern durch seinen großen Einfluß auf die Jugend auch eine Entzweiung in die «Democrazia cristiana» hineintrug und ein gewisses Mißtrauen gegen diese Gründung weckte. Unter diesen Umständen gab der neue Papst Pius X. dem bewährten Professor Toniolo den Auftrag, in Italien etwas Ähnliches wie den «Volksverein» ins Leben zu rufen, nämlich die «Unione popolare», die alle aktiven Katholiken sammeln und schulen sollte. Bei seinem versöhnlichen und ausgleichenden Charakter und seiner großen Selbstlosigkeit gelang dem Diener Gottes auch diese nicht leichte Aufgabe. Er mußte es aber

schließlich erleben, namentlich als es sich um die Gründung des weiblichen Zweiges des «Volksvereins» handelte, daß er in verdemütigender Weise als Präsident abgelehnt wurde, ja daß man auch den Papst oder wenigstens den Kardinal Merry del Val gegen ihn einzunehmen wußte und daß er sich vergeblich um eine Audienz beim Papst bemühte. «Es sind Enttäuschungen», schrieb Toniolo selbst, «die der Herr zuläßt, damit wir uns bewußt bleiben: wir sind nicht einmal würdig, ihm zu dienen, wenn er selbst uns nicht die Ehre und die Gnade dazu gibt.» Er sah in diesen Zulassungen einen Hinweis darauf, daß er den Rest seiner Kräfte noch ganz seinen Studien widme. Seine Arbeit in der Unione popolare sollte der jüngere Vico Necchi fortführen, der aber auch

erfuhr, wie dornenvoll sie war. — Unterdessen waren die niemals starken physischen Kräfte des Dieners Gottes der Erschöpfung nahe. Es kam noch dazu der Tod seiner Tochter, der Heimsuchungsschwester Maria Pia, und dann, im ersten Weltkrieg, der Verlust so manchen hoffnungsvollen Lebens, darunter des Bräutigams seiner jüngsten Tochter. Seine letzten Hoffnungen und Studien galten noch der Gründung eines Instituts für internationales Recht und der Errichtung einer katholischen Universität in Italien, die er aber nicht mehr erleben sollte. In langen, schlaflosen Nächten wiederholte er immer wieder Akte des Vertrauens auf das Herz des Erlösers, und am 6. Oktober 1918 schlummerte er kaum merklich hinüber in das Leben der Ewigkeit. F. Bn.

Das Seemannsapostolat in den Häfen Asiens und Afrikas

Missionsgebetsmeinung für den Monat Februar

Anläßlich des Heiligen Jahres fand im vergangenen März in der Ewigen Stadt der erste Weltkongreß des katholischen Seemannsapostolates statt. Diese internationale Vereinigung zur religiös-karitativen Betreuung der Seeleute wurde 1922 in Glasgow gegründet, und es sind ihr karitative Institutionen, Gruppen der Katholischen Aktion und Seelsorgestellen in den wichtigsten Häfen der ganzen Welt angeschlossen.

Über das Apostolat im Hafen von Hongkong hat der dortige Hafenskaplan, P. M. C. Pelly, SJ., auf dem genannten Kongreß ausführliche Rechenschaft abgelegt. Pelly weist zunächst darauf hin, daß sich während des Jahres 1949, ganz abgesehen von den Chinesen, 27 583 britische, 45 448 sonstige europäische und amerikanische und 227 380 asiatische Seeleute im Hafen von Hongkong aufhielten. Wenn man in Betracht zieht, daß viele von ihnen mehrmals nach Hongkong kamen, so dürften es etwa 100 000 verschiedene Seeleute gewesen sein, die für kürzere oder längere Zeit in Hongkong weilten. Davon waren etwa 50 000 Katholiken (meist Goanesen und Philippinos). Das ist die riesengroße Pfarrei des Hafenseelsorgers von Hongkong (für die britischen Seeleute steht allerdings ein eigener Kaplan zur Verfügung).

Weil die Schiffsmannschaften nach ihrer oft wochenlangen Einsamkeit auf dem Meere bekanntlich den Lockungen der Hafenkneipen und Lasterhöhlen nur allzuleicht erliegen oder sich auch nur dort herumtreiben, weil sie keine andere Unterhaltung und Entspannung finden, wurde zunächst einmal ein großes katholisches Seemannszentrum eingerichtet. Es finden sich hier ein Freizeitraum, eine Bibliothek, ein gut eingerichtetes Restaurant, eine Konditorei, ein Informationsbüro, Musikräume, ein Büro des Kaplans und eine Kapelle. Mitglieder der katholischen Frauenliga nehmen sich der Gäste an und führen Unterhaltungsanlässe durch.

Während das katholische Seemannszentrum für die Hafenanlagen auf der Seite von Hongkong berechnet ist, teilt sich das Seemannsapostolat im gegenüberliegenden Kowloon mit der Regierung in die idealen Lokale und Spielanlagen des Seemann-Klubs. Ein Komitee von 60 Mitgliedern der Frauenliga bemüht sich sodann, den Seeleuten für ein paar Tage in katholischen Familien Unterkunft zu verschaffen und kostenlose Besichtigungs- und Vergnügungsfahrten durchzuführen.

Die eigentliche geistliche Betreuung der Seeleute erfolgt durch die Gottesdienste und die Sakramentenspendung in den Seemannsheimen, auf den Schiffen und in den Spitälern, durch Kurse, Exerzitien, Besuche auf den Schiffen und einen Korrespondenzkurs über religiöse Fragen. Für die Schiffsbesuche in den weitläufigen Hafenanlagen stehen dem Ka-

plan ein Auto und ein Motorboot zur Verfügung. Der Seelsorger bedauert es lebhaft, nur ganz wenige Schiffe aufsuchen zu können. Um auch nur einen Teil der 20 000 Schiffe erfassen zu können, die jedes Jahr in Hongkong anlaufen, wären mindestens drei Geistliche nötig.

Glücklicherweise wird die Arbeitskraft des Kaplans durch eine ganze Reihe idealgesinnter und eifriger Laienapostel vervielfältigt. In erster Linie sind hier verschiedene Gruppen der katholischen Frauenliga zu nennen. Drei Gruppen besuchen regelmäßig die kranken Seeleute in den Spitälern, zwei andere (denen sich auch Männer beigesellen) nehmen sich in besonderer Weise der Chinesen an, eine weitere Gruppe ist für die Verteilung von Büchern, Zeitschriften und Zeitungen auf den Schiffen und in den Spitälern verantwortlich, wieder andere Frauen besorgen die Wäsche der Seeleute usw.

Um den Kontakt zwischen den Schiffsmannschaften und dem Kaplan bemüht sich eine Gruppe von Jungmännern, die mehrere Sprachen beherrschen und einige ausgediente Matrosen in ihrer Mitte haben. Sie suchen vor allem die Mannschaften der auf Dock liegenden Schiffe auf, da diese länger im Hafen anwesend sind und deshalb für eine intensivere Seelsorge in Frage kommen. Sieben junge Chinesen studieren eingehend die Verhältnisse unter den chinesischen Seeleuten, für die in Hongkong praktisch nichts getan wird, und auf Grund ihrer Erfahrungen wird das Seemannsapostolat dann die geeigneten Maßnahmen treffen. Der Kaplan hat des weitern versucht, unter den Seeleuten selber Mitarbeiter zu gewinnen, und, obwohl es außerordentlich schwierig war, auch hier einige gutwillige Laienapostel gefunden.

Dieser Bericht über die Tätigkeit des Seemannsapostolates in Hongkong gibt vielleicht einen Begriff davon, wie wichtig diese Arbeit in den großen Häfen gerade der Missionsländer ist, nicht nur für die Betreuung der christlichen Seeleute, die sonst kaum Gelegenheit zur Pflege des religiösen Lebens finden können und größten Gefahren ausgesetzt sind, sondern auch für die Gewinnung der heidnischen, die ja zu Hunderttausenden auf den Meeren leben und allein in den Häfen Kontakt mit dem Christentum gewinnen können.

P. Pelly betont in seinem Rapport, wie dringend notwendig ihm die Gebetshilfe für sein Werk erscheint. Er hat darum zahlreiche Klöster für das Gebet mobilisiert und unter der katholischen Jugend Hongkongs einen Gebetskreuzzug ins Leben gerufen. Schließen wir uns in diesem Monat ihnen an, nicht nur im Gebet für das katholische Seemannsapostolat in Hongkong, sondern in ganz Asien und auch in Afrika, und schenken wir diesem wichtigen Werke auch weiterhin unsere Aufmerksamkeit. W. Hm.

Kirchenchronik

Zur Lawinenkatastrophe

Die Lawinenkatastrophe hat das ganze Schweizervolk tief bewegt. Seine Hilfsbereitschaft hat sich wieder im schönsten Lichte gezeigt; Millionen wurden zur Unterstützung der schwer Geschädigten bereits gespendet. Es ist zu hoffen, daß das Geld und sonstige Spenden rationeller verteilt und angewandt werden, als es in einem früheren Fall geschah. Wertvoller als die materielle Hilfe ist der geistige und religiöse Trost: die Bischöfe von Chur und St. Gallen ordneten kirchliche Trauerfeierlichkeiten an, die in Pontifikalrequisiten in den Kathedralen von Chur und St. Gallen ihren Höhepunkt fanden.

Der hochwürdigste Nuntius war mit seinem Beileidstelegramm an den Bischof von Chur der erste unter den Kondolenten. Es lautet:

«Im großen Schmerz der vielfachen Trauer, welche die Lawinenkatastrophen verursacht haben, bitten wir Ew. Exzellenz unsere tiefempfundene Anteilnahme entgegenzunehmen mit dem Versprechen christlicher Fürbitte und des Gebetes für die Familien der Opfer.

Monsignor Bernardini,
Apostolischer Nuntius, Bern.»

V. v. E.

Schweizerischer Caritasverband

(Mitget.) In Nachachtung der Statuten des Schweiz Caritasverbandes hat sich unter dem Vorsitz des hochwürdigsten Bischofs Dr. Franziskus von Streng als dem Protektor des Caritasverbandes das neue Direktorium als Arbeits- und Geschäftsausschuß des Verbandes und seiner Zentrale in Luzern konstituiert. Dem Direktorium gehören an: der Verbandspräsident, je ein Vertreter der schweizerischen Diözesanbischöfe und drei vom Schweiz. Katholischen Volksverein, vom Schweiz. Katholischen Frauenbund und vom Christlichsozialen Arbeiterbund der Schweiz gewählte Mitglieder.

Die konstituierende Sitzung des Direktoriums war vollzählig besucht. Zum Präsidenten des Direktoriums wurde Hr. Dr. med.

Fritz Spieler, Solothurn, gewählt, zum Vizepräsidenten Hr. Dr. Alfred Teobaldi, Caritasdirektor in Zürich.

Die in den neuen Statuten vorgesehene Umbildung des Caritasverbandes machte auch eine Reorganisation der Schweiz. Caritaszentrale in Luzern und einige personelle Umstellungen in ihr notwendig. Der bisherige Direktor Mgr. Dr. G. Crivelli wurde vom Protektor des Verbandes von seinen Funktionen an der Caritaszentrale entlastet und für neue Aufgaben, namentlich auf dem Gebiete der Caritas internationalis, in Aussicht genommen. Mit der einstweiligen Leitung der Geschäfte auf der Caritaszentrale wurde Hr. Dr. P. Leodegar Schaller betraut. Die definitive Wahl eines Direktors der Caritaszentrale erfolgt später durch das Direktorium nach Rücksprache mit den schweizerischen Diözesanbischöfen.

Errichtung der Notkapelle St. Anton in Luzern

Das Tribschenquartier, das bisher zur Pfarrei St. Paul gehörte, hat letztes Jahr in der Person des früheren Chordirektors, H.H. Paul Deschler, einen eigenen Seelsorger erhalten. Den eifrigen Bemühungen des neuen Pfarrektors ist es vor allem zu verdanken, daß die einstige «Bodenhofscheune», auf der Südseite des «Weinbergli», zu einer Notkapelle umgebaut wurde. In dieser primitiven Notkirche — nicht nur in der Diaspora gibt es solches, sondern auch in den katholischen Stammlanden —, finden nun jeden Sonntag vier Gottesdienste statt, die sich durch einen erfreulichen Besuch auszeichnen. Die bisherige Seelsorgestation Wartegg hatte den steigenden Bedürfnissen längst nicht mehr genügt. Damit ist ein weiterer Schritt getan zur Gründung der Tochterpfarre von St. Paul. Der neue Sprengel St. Anton zählt nach der jüngsten offiziellen Volkszählung 3404 Katholiken, deren Zahl ständig wächst. Möge nun auch der Wunsch des ersten, vielverdienten Pfarrherrn von St. Paul, Prälat Dr. Carl Ignaz Bossart, verwirklicht werden, daß der geplante Kirchenbau von St. Anton bald konkrete Gestalt annehme und das aufstrebende Tribschenquartier ein würdiges Gotteshaus erhalte.

J. B. V.

VORFÜHRUNGEN der

WURLITZER ORGEL

in der
OSTSCHWEIZ

Ab 10. Februar im Kt. ST. GALLEN
Ab 16. Februar im Kt. SCHAFFHAUSEN

Interessenten wenden sich zwecks Vorführung an die
Generalvertretung



Nadelberg 20 B A S E L Tel. (061) 2 21 40

Für sorgfält. Ausführung von

**Kruzifixen
Kreuzgruppen
Statuen
Krippen etc.**

empfiehlt sich:

A. Imfeld, Lungern
Holzbildhauer (OW)
Telefon (041) 8 92 96

Beim Kauf von

Harmoniums

wenden Sie sich am besten
an den Fachmann. Neue und
Occasionen stets am Lager.
Reparaturen, Autodienst.

H. Keller, Harmoniumbau,
Oberhofen/Thun,
Telefon (033) 5 91 56.

Inserat-Annahme

durch RÄBER & CIE.,
Frankenstraße, LUZERN.

EDELMETALLWERKSTÄTTE W. BUCK

OBERE BAHNHOFSTRASSE 34 • TEL. 6 12 35 + PRIV. 6 16 55, W I L



KIRCHLICHE KUNST

bekannt für künstlerische Arbeit

NEUSCHÖPFUNGEN + RENOVATIONEN

besonders empfohlen für

FIGÜRLICHE TREIBARBEIT



Meßweine

sowie **Tisch- u. Flaschenweine**
beziehen Sie vorteilhaft
von der vereidigten, alibekanntesten
Vertrauensfirma

Fuchs & Co., Zug
Telephon (042) 4 00 41

Vergolden Versilbern Fachgemäße Restauration

von Kultgefäßen. Eigene Werk-
stätte für Gold- und Silber-
Schmied-Arbeiten.

ANT. ACHERMANN
KIRCHENBEDARF - LUZERN

Für Katecheten

**Goldbrunner, Josef: Sakramentenunterricht mit dem Werk-
heft, Erstbeicht — Erstkommunion — Firmung. 102
Seiten, mit vielen Zeichnungen. Kt. Fr. 4.60**

BUCHHANDLUNG RÄBER & CIE., LUZERN

Jos. Süess, Luzern

Kirchengoldschmied
Hirschmattstraße 62
Telephon 2 93 04

Neuanfertigungen • Renovationen

Soutanen

reinwollen, Original englisch, Kammgarnserge mittelschwer, sehr gute Verarbeitung, in allen Größen vorrätig zum außerordentlich günstigen Preis ab Fr. 175.— (inkl. Wust.).

Bei Bestellung bitte Kragenweite, Brust- und Taillenumfang (über Gilet gemessen) angeben.

Spezialgeschäft für Priesterkleider

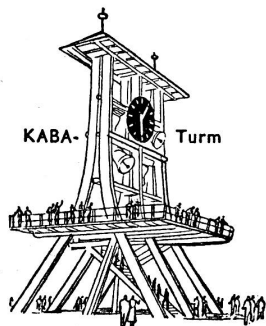
Robert Roos Luzern

Frankenstraße 2 Telefon (041) 2 03 88

Im Preise herabgesetzt

Meßner, Johannes: Das Naturrecht. Handbuch der Gesellschaftsethik, Staatsethik und Wirtschaftsethik. Mit Literatur, Personen- und Sachverzeichnis. 949 Seiten, Groß-8°, statt Fr. 43.— Ln. Fr. 36.—

BUCHHANDLUNG RÄBER & CIE., LUZERN



Turmuhrfabrik THUN-GWATT
Ad. Bär

Telephon (033) 2 29 64

Fabrikation von Präzisions-Turmuhren modernster Konstruktion
Umbauten in elektroautomatischen Gewichtsanzug

Revisionen und Reparaturen aller Systeme

Konstruktion von Maschinen und Apparaten nach Zeichnung und Modell



Elektrische
Glocken-Läutmaschinen

⊕ Patent
Bekannt größte Erfahrung
Unübertreffliche Betriebssicherheit

Joh. Muff Ingenieur **Triengen**
Telephon (045) 5 45 20

Ausgeführte Anlagen: Kathedralen Chur, St. Gallen, Einsiedeln, Mariastein, Lausanne, St-Pierre Genf, Hofkirche Luzern, Basler Münster, Berner Münster (schwerste Glocke der Schweiz, 13 000 kg), Dom Mailand usw.

Für Lieferung von

Natursteinen

aller Art für Rohbau und
Innenausbau v. Kirchen, wie:

Bodenplatten, Stufen,
Altäre, Kommunionbänke,
Taufsteine,
Weihwassersteine,
Inscriptafeln, Reparaturen,
Abänderungen,
Auffrischen von Polituren
empfehlen sich

CUENI & CIE. AG., LAUFEN



- TABERNAKEL
- OPFERKÄSTEN
- KELCHSCHRÄNKE
- KASSENSCHRÄNKE

MEYER-BURRI + CIE. AG.
LUZERN VONMATTSTRASSE 20
TELEPHON NR. 21.874

Zu verkaufen

Lourdes-Statue

180 cm hoch, Gips. Günstige Bedingungen.

Anfragen unter Chiffre 2444 an die Expedition der KZ.

STATUEN aus HOLZ

künstlerisch ausgeführte
Holzschnitzereien für
Kirche und Haus

LUIS STUFLESSER
Bildhauer
ST. ULRICH No. 50 (Bozen) Italien

Hochwürdige Mitbrüder!

Wissen Sie, daß der Schweiz. Verein des Blauen Kreuzes über 5600 Männer und 9290 Frauen als Aktivmitglieder in seinen Reihen zählt? Und daß dies nur ein Teil der andersgläubigen organisierten Abstinenzbewegung ist? Dank dieser zahlreichen Vereine war es möglich, in verschiedenen Kantonen eine gutfunktionierende **Trinkerfürsorge** aufzubauen und die Trinkerfamilien und die aus Heilstätten Zurückgekehrten besser zu betreuen. Diesem echt **christlichen Liebeswerk** haben wir Schweizer Katholiken fast nur ein kleines Häuflein entgegenzustellen. Weil uns die abstinenzvereine und Sektionen fehlen, müssen oft gerettete **katholische Trinker bei den nichtkatholischen Organisationen** Anschluß suchen und gehen in den meisten Fällen der **katholischen Kirche** verloren.

Finden Sie nicht auch, verehrter Mitbrüder, daß gerade hierin der katholische Klerus nicht beiseite stehen darf, sondern alle Gelegenheiten benützen sollte, dem Nüchternheitsgedanken Vorschub zu leisten? Ganz sicher! Wenden Sie sich um Auskunft an das **Zentralpräsidium der Schweiz. kath. Abstinenzliga, Pfarramt Riemenstalden (SZ)**, Telefon 534.